

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 2.

Donnerstag, den 2. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Beontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein hohes, spitzgiebliches Haus am Marktplatz der alten Hansestadt Rostock, das dem ehrsamem und hochlöblichen Ratsherren Heinrich Hasselbach zu eigen gehörte. Ein grauer, trüber Augusttag des Jahres 1476 neigte sich seinem Ende zu. Nebel und Wolken hingen schwer über den Dächern von Rostock, und früher als sonst sank die Dämmerung in die schmalen, winkligen Gassen.

Im großen, eichengetäfelten Wohnzimmer im ersten Stodwerk des Hasselbachhauses saß Frau Kathrine, des Ratsherrn strenge Gemahlin, spinnend auf erhöhtem Fensterstisch. Sie hatte ein rundes, wohlgepolstertes Angesicht, aber einen kleinen, sehr strengen Mund darin. Der Scheitel unter der Frauenhaube war erst sehr spärlich mit grauen Haaren durchmischt. Ihre festen Hände drehten emsig den Faden, was sie aber nicht hinderte, mit unmutig gekrauster Stirn von Zeit zu Zeit hinauszusehen auf den grauen Marktplatz.

Ihr gegenüber an dem zweiten Fenster saß ein dunkelhaariges, blasses Mädchen, ihre einzige Tochter Elisabeth.

Jetzt hob die Hasselbacherin mit fast hörbarem Ruck den Kopf, daß die große Haube rauschte.

„Hast du schon einmal so etwas erlebt, Elisabeth? Jetzt schlägt es bereits 6 Uhr vom Dom, und von Heilwig ist immer noch nichts zu sehen. Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo sie stecken mag!“

Das Gesicht der Ratsherrin war rot geworden vor Erregung, und man merkte ihr an, daß sie nur mühsam den aufsteigenden Zorn unterdrückte.

Das blasser Mädchen spann ruhig weiter.

„Laß nur gut sein, Frau Mutter. Vielleicht ist sie zum Krämer, um die Abendwecken zu holen, oder noch an der Bleiche am Fluß. Sie wird wohl jeden Augenblick kommen.“

Aber die Ratsherrin ereiferte sich immer mehr.

„Und schickt sich das für ein ehrsameres Mädchen, das einen Ratsherrn Hasselbach zum Oheim hat, im Dämern allein auf der Straße zu laufen? In Rostock versteht man etwas anderes unter züchtig und ehrbar.“

„Ihr müßt bedenken, Frau Mutter, daß sie erst so kurze Zeit bei uns ist. Sie muß sich erst an die Sitten und Gebräuche der Stadtleute gewöhnen. Sie hat mir oft erzählt, wie so ganz, ganz anders es war bei ihr da oben im Norden.“

Die Ratsherrin trat unwillig mit ihrem kleinen Fuß auf das Trittbrett des Rades, daß es leise ächzte.

„Du mußt immer entschuldigen, Elisabeth, genau wie Veit. In euch beiden steckt eures Vaters Widerspruchsgeist. Ich habe es Heilwig schon oft und oft gesagt, daß sich das nicht schickt. Sie kann es nun wirklich allmählich wissen.“

Auf der breiten Holzterrasse im Flur erklangen laute, knarrende Schritte.

Die beiden Frauen hoben zu gleicher Zeit den Kopf.

„Der Vater und Veit“, sagte Elisabeth und sah die Mutter ängstlich an. Und dann leise, wie bittend: „Sagt ihm noch nichts von Heilwig, Frau Mutter, bitte,

er hat schon genug Sorgen in seinem Kopf jetzt, die größer und schwerer sind als dies.“

Da ging auch schon die Tür auf, und über die Schwelle traten zwei Männer.

Es war Veit Hasselbach, der Sohn, ein kleiner, schwächlicher Mann mit gebeugtem Rücken und gefurchter Stirn. Aber unter den buschigen Brauen blühte ein kühnes und kluges Auge, und es lag viel Güte in seinem hageren Gesicht.

Anders der Ratsherr.

Er war von wuchtiger, imponierender Gestalt, und sein ganzes Auftreten zeigte Kraft und Selbstbewußtsein. Ein langer, schwarzer Bart wallte ihm nieder auf die breite Brust, und sein Reden und Bewegen war sicher und ruhig. Man sagte ihm nach, daß es sein Ehrgeiz sei, einst Bürgermeister von Rostock zu werden, zusammen mit Kerthoff, dem jetzt regierenden Stadtoberhaupt.

Die beiden Männer hatten den Frauen guten Abend geboten und setzten sich nun, ein wenig müde und abgespant, an den schweren Eichentisch inmitten des Zimmers. Es irrten dabei die Augen des Jüngeren wie suchend im Gemach umher.

„Es scheint sich aufzuklären zum Abend“, sagte der Ratsherr und blickte zum Fenster. „Es wäre wohl zu wünschen nach all dem Regen der letzten Zeit. Aber wo ist unser neuer Hausgenosse, die blonde Heilwig?“

Da konnte Frau Kathrine nicht mehr an sich halten trotz der bittenden Blicke ihrer Tochter. Von ihrem Fensterplatz sprang sie auf und trat zu dem Gatten hin, beide Arme in die Seiten gestemmt.

„Nicht wahr, es ist unerhört. Draußen wird es dunkel, und das Kind ist immer noch nicht hier. Du mußt ihr einmal ganz gehörig die Wahrheit sagen, Heinrich. So geht das nicht länger weiter.“

Veit streckte seiner Mutter begütigend die Hand hin.

„Sie wird wohl gleich kommen, Frau Mutter. Ich denke mir, sie ist am Wasser. Dieweil sie noch immer solch Heimweh hat danach.“

Der Ratsherr nickte.

„Ja, auf einmal geht das so nicht, Kathrine. Sie muß sich allmählich gewöhnen, nach und nach. Es ist so anders da oben als hier bei uns in den Stadtmauern.“

Währenddessen hatte Elisabeth leise und sorglich den Abendimbiss hereingetragen mit der Magd und den Tisch gedeckt. Jetzt stieß sie einen der beiden Fensterflügel weit auf, denn man konnte sonst wenig sehen durch die Buzenscheiben. Mit suchenden Augen sah sie auf den Marktplatz nieder, ob sie Heilwig nirgends entdecken könnte. Eine laue, feuchte Spätsommerluft flutete durch das offene Fenster. Man sah den Wolkenschleier sich heben im Westen und in gelbrottem Schein die Abendsonne hervorleuchten. Das gab ein wunderbares, grelles Licht, daß man fast geblendet die Augen schließen mußte. Es hatte dies jähe Sonnenaufblitzen in der dunklen Wetterwand fast etwas Wildes, Kampftrohes, als wollte es wie ein scharfes Schwert mit

jähem Schnitt das Grau für immer durchschneiden, das schwer und lastend über der scheuen Erde lag.

Und just als dieser goldrote Flammenschein so jäh und grell hineinfiel durch das offene Fenster in das düstere Gemach der Hasselbach, ward die Tür aufgestoßen und Heilwig trat über die Schwelle. Sie schloß für eine Sekunde die Augen, weil der Glanz von gegenüber sie blendete. Aber es war, als ob ihr Haar aufflammete unter dem Kuß der Abendsonne wie lauter Gold. Mit raschen Schritten war sie an den Tisch getreten und hatte dem Licht den Rücken gewandt, um besser sehen zu können. Ihr Atem ging schnell, und ihre Wangen brannten, als sei sie sehr hastig gelaufen.

„Wollet vergeblich, wenn ich unzeitig heimkomme, Frau Muhme. Es war nicht mein Wille gewesen, als ich ging.“

Sie sagte es mit leiser Stimme, fast schuldbehaftet. Die Ratsherrin hatte die Stirn gefurcht und klapperte laut mit Teller und Bechern.

„Aber man wird doch wohl fragen dürfen, wo du die ganze Zeit gesteckt hast? Es sind viele Stunden her, seit du zur Bleiche gingst.“

Ihre Stimme klang scharf und spitz.

Heilwig sah jetzt auf. In ihren Augen lag ein großes, warmes Licht.

„Als ich das Linnen gegossen hatte auf der Wiese an der Warnow, stieg ich in den Kahn, der den Hasselbachs zu eigen, und bin hinausgerudert, um das Meer zu sehen.“

Die Ratsherrin schlug beide Hände zusammen.

„Du ganz allein? Und diese weite Fahrt? Schickt sich so etwas für ein ehrbares Rostocker Bürgermädchen?“

Jetzt schüttelte auch der Ratsherr langsam den dunklen Kopf.

„Das hättest du nicht tun dürfen, Heilwig. Wenn ein Sturm gekommen wäre! Und der Kahn ist schwer.“

Heilwig lächelte.

„Ich bin das Rudern gewöhnt von Kind an. Und auch die Stürme. Mir macht das alles nichts.“

Die Ratsherrin fuhr herum.

„So, dir macht das alles nichts? Aber uns dafür um so mehr. Denn so eigenartiges Tun ist man hier nicht gewöhnt in Rostock. Und wenn du in unserem Hause bist, so hast du dich unseren Sitten zu fügen. Hier gehört ein Mädchen ans Spinnrad und in die Küche, aber nimmer allein aufs weite Wasser, daß Gott behüt!“

Da nickte Veit der Base freundlich herüber von der anderen Seite des Tisches.

„So du wieder einmal Lust hast, Kahn zu fahren, so will ich dich wohl gern begleiten und schützen, Heilwig. Auch Elisabeth kann mitkommen, dann wird die Mutter wohl nichts dagegen haben.“

Der Ratsherr langte ungeduldig nach dem dampfenden, großen Kaps in der Mitte.

„Ich habe Hunger, ihr Leute. Laßt uns nicht den Abendimbiß kalt werden.“

Mit leisem Murren folgte die Ratsherrin seinem Wink. Sie ärgerte sich, daß ihr Gatte Heilwig nicht auch mit Schelte empfing, wie es sich doch gehörte.

Das Mädchen stand noch immer regungslos am Tische in ihrer großen, schlanken Herbeheit. Jetzt wandte sie langsam den Kopf zum Fenster, wo der letzte Abendchein am Westhimmel verglomm, und atmete tief. Und legte dann beide Hände wie in trampfhaftem Schmerz auf die Brust. Und sagte leise, in schweren Gedanken, — wie zu sich selbst: „Ich weiß nimmer, wie ihr das alle hier so ertragen könnt in der grauen Stadt — tagaus — tagein — wie gefangene Vögel im Käfig zu flattern und nicht zu wissen, wie stark und kräftig eure Flügel sind! Immer und immer nur Mauern und Dächer — und Dächer und Mauern. Und will man den Himmel sehen und die Sonne, so muß man sich reden oder hinaufsteigen zum Bodenkuf. Und nie kann man das Meer hier hören — nie.“

(Fortsetzung folgt.)

Dem Tode geweiht

Novelle von Hanns Seidfeld.

Die große Markise hing über der Terrasse des Sanatoriums wie ein Leichentuch. Die naben Gleischer schoben sich fröstelnd in den stahlblauen Himmel hinein, aus dem die Sonne ein grelles Licht über die Gipfel stäubte — aber ganz ohne Wärme. Um so mehr wurden die Augen gebendet.

Ein mächtiger schwarzer Vogel schwebte gleitend über einem zerklüfteten Tal. Er stieg mitunter einen krächzenden Laut aus. Auf einem Eisfeld kroch ein blaßblauer Schatten. Die Kranken lagen in ihren Stühlen wie abgestorben. Wehmütig schweiften ihre Blicke über das erstarrte Gewoge von Eis — wehmütig, und mit einer unendlichen Sehnsucht.

Einige starrten den Schatten des Vogels an. Er kam immer näher, kam näher . . . ein eisiger Lufthauch strich über die Höhen. Mitunter wirbelte eine Schneewolke auf.

Erna Böbmer lag, in einen Pelzmantel gebüllt. Eber kehrte ihr junger Bekannter, Doktor Zehner, von der Bleiche zurück. Sie blickte ihm resigniert ins Gesicht. „Nun?“ — „Immer dasselbe!“ Dann wieder eine lange, lastende Stille.

Plötzlich sprang Erna auf. Der Doktor, der sich eben in seinen Mantel gebüllt, schaute ihr ängstlich nach. Was wollte sie?

Geheimrat v. Oster, der leitende Arzt, sah sie ins Sprechzimmer treten, blaßbleich, wie eine Puppe.

Herr Geheimrat — ich möchte Sie sprechen.“ Der alte Herr nahm sie besorgt bei der Hand. „Aber liebes Fräulein, haben Sie Fieber?“

Sie blickte ihm starr ins Gesicht. „Nein“, erwiderte sie — es war wie ein Hauch, während es ihren Körper wie ein Frösteln durchschauerte. „aber ich habe an Sie eine Gewissensfrage zu richten. Ihr Assistent hat mir im Vertrauen gesagt, ich hätte nur noch dreiviertel Jahre zu leben. Trifft das zu oder nicht?“

v. Oster hielt sich an dem Löwenkopf einer Stuhllehne fest, sein langer weißer Vollbart bebte wie ein Grassalm im Winde, die sonst immer gültigen Augen schienen plötzlich verdunkelt zu sein.

„Was sagen Sie — mein Assistent hätte —? Aber ich bitte Sie! Ich gebe Ihnen mein Wort, in zwei Jahren sind Sie von der Krankheit völlig befreit.“

„Ja — allerdings, Herr Geheimrat. Dasselbe haben Sie auch Doktor Zehner gesagt — ähnlich drücken Sie sich allen Kranken gegenüber aus, nur daß es bei dem einen einige Jahre mehr oder weniger sind als bei dem anderen. Aber ich bin hinter Ihre Schliche gekommen. Sie lügen nicht, keineswegs, im Gegenteil, ich glaube Ihnen aufs Wort — in einigen Jahren sind wir alle von der Krankheit befreit — — durch den Tod!!!“

Mit einer seltsamen, eisernen Ruhe hatte sie diese Worte gesprochen. Regungslos stand sie da, wie eine Säule. Der Geheimrat war unwillkürlich einen Schritt rückwärts getaumelt. Erna machte eine Bewegung, als ob sie ihn festhalten wollte. Ihre Augen trafen sich gleichsam in den leinigen Feil, mit einem Blick, der ihn wie eine Flamme durchglühte, und ihre Stimme klang jetzt, als werde an eine metallene Glocke geschlagen, indem sie sprach: „Ich will Ihre Antwort! Ist's wahr oder nicht?“ Man hörte einige Sekunden lang nur das Ticken einer kleinen Schwarzwälder Uhr.

„Gnädiges Fräulein“, erwiderte endlich der Arzt, „ich gebe zu, das nicht alle — — hm — — vergeblich suchte er nach weiteren Worten. In Ernas Blicken flammte ein stiller Triumph.“

„Ah —“ sagte sie lauernd, halb also schon zugegeben — aber beruhigen Sie sich, Herr Geheimrat. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß ich von dieser Unterhaltung niemand etwas berichtet, ausgenommen nur Doktor Zehner. Glauben Sie nicht, daß ich schwach bin. Ein Verhängnis, das ich kenne, kann ich im Gegenteil viel besser ertragen als das schwarze, schleichende Gift der Furcht. Sie dürfen mir also unumwunden erklären, daß ich und Doktor Zehner — kurz: daß wir dem Tode geweiht sind!“

Geheimrat v. Oten nestelte an seiner Krawatte. „Gnädiges Fräulein — und wenn es sich auch zehnmal verhält, wie Sie sagen — — es ist meine Pflicht — — meine Pflicht — —“ wieder rang er nach Worten. Aber Erna reichte ihm dankbar die Hand: „Ich verstehe — — leben Sie wohl, Herr Geheimrat. Ihr Assistent hat mir übrigens keine Silbe verraten. Das war nur ein Vorwand von mir — eine Erfindung — eine Notlüge, wenn Sie so wollen.“

Sie ging. Der Geheimrat war eine Stunde lang für niemand zu sprechen. Er blickte müden Auges durch das geöffnete Fenster zu den Gleichern hinüber.

Erna trat auf die Terrasse zurück. Doktor Zehner las eben eine Reisebeschreibung. Nun blickte er auf. Betroffen sah er die Freundin an. Ihre Züge schienen ihm völlig verändert, in ihren Augen war ein eigentümliches Leuchten. „Wo waren Sie?“ fragte er, „ist die Post schon gekommen? Sie sehen so — so froh überrascht aus!“

Erna lehnte sich an die Brüstung und blickte ihn an. „Ich habe allerdings eine Neuigkeit“, erwiderte sie. „oder lagern wir besser: eine Gewissheit.“

Er widelte sich aus dem Mantel, erhob sich und trat zu ihr hin. „Ich weiß nicht“, sagte er, „mir ist doch manchmal, als wüßte ich Ihre Gedanken. Sie haben mit dem Geheimrat gesprochen! Als ich vorhin erwiderte: immer dasselbe sprangen Sie auf.“

„Ja. Ich war beim Geheimrat. Aber erst geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie keine Silbe verraten. Ich stehe ihm dafür ein.“

Der Doktor hielt in fiebernder Ungebuld ihre schlante weiße Hand umfaßt. „Reden Sie — Erna“ — zum erstenmal sprach er nur ihren Namen. Sie sah ihm frei ins Gesicht.

„Gut. Wozu lange Umschweife machen. Wir sind beide dem Tode geweiht!“ Mit einer krampfhaften Bewegung hielt er sich an dem Geländer fest. Auch er hatte lange eine dumpfe Abnung gehabt, der sie nun Gewißheit verlieh. — „Also — das!“ Er zog ihre blasse Hand an die Lippen und küßte sie. Dann schauten sie beide zu den Gletschern hinüber. Der schwarze Vogel schwebte noch über dem Abgrund.

„Erna“, sagte er plötzlich, „ich verstehe, warum — warum Du zu dieser Entscheidung gedrängt. Aber wir wollen nicht davon reden.“

Sie hatte sich zärtlich an ihn geschmiegt. Das erste Du von seinen Lippen machte die ganze entsetzliche Gewißheit vergeßen. Jetzt wußte sie: ihre beiden Herzen taten nur einen Schlag.

„Nein — du hast recht“, sagte sie nach längerer Pause. „Wir wollen nicht davon reden. Wir wollen nur schauen, wie schön es da drüben ist. Siehst du, wie sich die Sonne oben am Todesarat spiegelt? Als sei er mit Blut überlaufen. Bis heute ist noch keiner dort hinübergelommen!“

Der Grat schnitt wie ein Messer in die kristallblaue Luft. Ein seltsames Flimmern ging von ihm aus. Die ersten Schatten der nahenden Nacht lauerten in den Tätern. Ein Glöckchen wimmerte aus der Tiefe heraus. „Heute nacht wird Vollmond sein“, sagte Zehner.

Erna blickte ihn schen von der Seite an. Ob er auch jetzt ihre Gedanken erriet — Gedanken, die fürchterlich und doch so verlockend waren, ja, ihr ganz selbstverständlich erschienen —?

Er hatte ihren Blick gefühlt. Ihre Augen begegneten sich, senkten sich sekundenlang ineinander. Wie ein Funke sprang es von einem zum andern. Sie neigte das Haupt.

„Ja — Vollmond“, wiederholte sie, „es ist kostbar — im Vollmond zu — wandern!“

Er preßte seinen Mund fest auf den ihren, als könne er das letzte Wort noch nachträglich ertönen.

Aber drei Stunden später wanderten sie. — — — Ein schlichtes, bescheidenes Holzkreuz am Fuße der Gratwand trug die einfachen Worte: „Sie gingen in Liebe und nahmen die Liebe mit.“

Indizienbeweise.

Von Kurt Seibert.

In ein Lokal ersten Ranges tritt ein eleganter Herr mit Hut ohne Mantel. Er spricht kurz mit dem Ober über das schöne Frühlingswetter, das einem erlaube, ohne Mantel wazieren zu geben, setzt sich an einen Tisch, dem dritten rechts hinter dem Ofen, und verzehrt für 54 Mark Speisen und Getränke. Dann steht er auf, nimmt seinen Hut, sieht einen eleganten Frühjahrmantel an, der zufällig am selben Kleiderhänger hing, und verläßt gemessen das Lokal. Der Ober kührt ihm nach und hält ihn an der Drehtür fest.

„Sie werden verzeihen, aber Sie vergaßen, Ihre Tasche zu begleichen.“ Der Herr dreht sich langsam um und sieht den Ober erstaunt an.

„Sie entschuldigen“, sagt der Ober, dem plötzlich Bedenken aufsteigen. „Sie sind doch der Herr vom dritten Tisch rechts hinter dem Ofen.“

Dieser, ohne hierauf eine Antwort direkt zu geben, steckt beide Hände kräftig in die Taschen des schönen Frühjahrmantels. Dann spricht er im Ton eines, der einen wichtigen Beweis führen muß:

„Der Gait an dem von Ihnen bemerkten Tische hatte keinen Mantel, ich aber habe einen, wie Sie sehen, es muß sich also um einen Irrtum handeln.“

Dann allerdings“, sagt der Ober und dreht gehorsam die Drehtür, durch die der Gait mit dem Mantel gemessen verschwindet.

In einem Postschalter erscheint ein Mann und verlangt die Aushändigung eines dort postlagernden Geldbriefes auf den Namen Meier. Der Beamte sieht nach. Ein derartiger Brief ist tatsächlich eingegangen. Er hält ihn prüfend in der Hand und sieht den Fremden prüfend an. Dann verlangt er eine Legitimation. Das hat der Fremde vorausgesehen, denn er erwidert sehr schnell:

„Ja, leben Sie, das ist es ja eben, ich habe nichts bei mir. Die Brieftasche habe ich zu Hause gelassen und sonstige Ausweise besitze ich im Augenblick auch nicht. Es ist zu dumme, was machen wir da? Und ich brauche das Geld so notwendig, das können Sie mir glauben!“

Der Beamte verifiziert ihm, daß er alles glaube, besonders das mit dem Geld, aber einem wildfremden Menschen, der sich durch nichts ausweisen könne, dürfe er den Brief nicht aushändigen.

„Ich verstehe das vollkommen“, sagt der Fremde der aufgeregten in seinen Taschen kramt.

Plötzlich erblicken sich seine Züge.

„Daran habe ich ja gar nicht gedacht“, ruft er aus, „ich habe ja eine Photographie von mir in der Tasche. Die Ähnlichkeit ist verblüffend, wie Sie sich überzeugen können.“

Und er zieht sie aus der Tasche und reicht sie dem Beamten. Dieser betrachtet prüfend das Bild und prüfend den Fremden. Dann entrinnt sich seiner Brust in überaus dem Ton folgende Rede:

„Ja, das sind Sie, darüber besteht kein Zweifel!“ Und reicht Bild und Geldbrief durch den Schalter.

Aus dem Kairo der Vergangenheit

Von Dorothea G. Schumacher.

Gleich anderen großen Städten hat sich Kairo aus geringen Anfängen nach allen Seiten heraus kristallisiert. In dem Maße, wie sich eine Stadt wächst, weicht die Natur aus rüd vor der andringenden Flut moderner Miethäuser, neust Gartenanlagen und — Schutthügel. So ist es in Berlin ebenso wie in Kairo! Dieses gleich nach außen hin schon ganz irgend einer europäischen Großstadt. Das alte Kairo aber, wohin nach dem Leien der arabischen Märchen unlers Jugendphantasie wandern aina, dieses Kairo liegt halb erstorben, wie in alten Träumen verunken, im Abendlichte, mit seinem Wald von Gebettürmen. Nach einer Seite hin, da wo bei der Zitadelle die Wüste bis hart an die alte Stadtmauer tritt, ist Kairo nicht weiter gewachsen seit Jahrhunderten. Sobald wir das Bab-el-Futuh (Tor) verlassen haben, liegen vor uns die großen, alten, noch immer gebräuchtest Friedhöfe, dahinter die Kalfsenraber im Wüstenlande und die deutlich geschichteten Sedimentgesteine der Mokattamsberge. Interessant sind jene mächtigen, erhobenen Schutthügel, die das alte Kairo hinter dem Bab-el-Futuh zurückgelassen hat. Unbeachtet, undurchsucht, wurden sie erst in den letzten Jahren endlich zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht. Und man hat auch aus den in ihnen gemachten Funden die Lebenshaltung des ägyptischen Kalfsenzeitalters erkannt! Da fand man nämlich Bruchstücke fein emaillierter Geschirre mit Wappenschilden geschichtlicher Emire und Kalfsen, Gegenstände mit Fabrikzeichen, Prägestöße, feine Glaswaren, ja beschriebene Papiere, als Dokumente, Kontrakte, amtliche Schriftstücke, Gerichtsakten, Einladungen zum Mahle — alles dies aus der glänzenden Epoche vom 9. bis 15. Jahrhundert. Zwischen Schichten zerbrochener Tongeschirre waren jene Schriftstücke erhalten geblieben und der durch den Chamim immer wieder darauf angewesene Wüstenland hatte das Ganze abgeschlossen und der Raschheit erhalten. Wie leuchten noch die Schmelzstücke, die entzündenden Zeichnungen auf Basenbruchstücken und Gläsern! Das Arabische Museum zu Kairo, aus dessen bedeutenden Sammlungen (Ihr Verwalter war ein Deutscher) uns jene Märchenwelt wieder lebendig wird, hat diese Funde geordnet, datiert und ausgestellt. Wohl stehen noch all die Moscheen und viele Profanbauten jener Tage, aber sie haben kein Leben mehr in sich. Man unterhält sie notdürftig als Altertümer. Aber die öden Arkadenhöfe kressen Schwärme von Geiern mit ihrem ganz Al-Kairo erfüllenden Getreisch. Enge düstere Gäßchen, sich neigende Torbogen führen uns zu unbewohnten, in sich zusammenstürzenden Häusern. Die älteste und ausweich wohl angesehenste Moschee des Islam, die El-Amru, so genannt nach ihrem Gründer, steht heute einlam in hügeliaem Gelände, denn die ältesten Gassen, die sie einst umgaben, sind bereits verschwunden, nur Trümmer und Schwellen bleiben. Die El-Amru besteht nur aus einem sehr weit abgemessenen Arkadenhofe, dessen Säulen nicht kisteinheitlich, sondern aus römischen und altägyptischen Tempeln entnommen wurden. Aber auch von der El-Amru ist ein Teil der Säulen bereits wieder zu anderen Zwecken entführt worden. Einst muß dies hier ein richtiger Säulenwald gewesen sein. Der Araber baute seine Säulenreihen in sich schneidenden Alleen, mit quergestreiften Bögen, so daß man — (wie dies besonders in der Moschee von Cordoba hervortritt — sofort an Palmenwälder erinnert wird. Wie alle Völler, entnahm auch der Araber die Motive seiner Kunst der ihm umgebenden Natur.

Zur Linken des Eingangs sind zwei dicht zusammengedrängte Säulen. Der schlichte Moslim glaubt, daß der, welcher zwischen diesen hindurchkommen kann, wohl auch in den Himmel käme. (Hierin aber liegt wohl des Propheten Gebot — der Mäßigkeit im Essen und Trinken humorvoll verborgen.) Inmitten des weiten Hofes steht der Brunnen für die religiösen Waschungen. Nur ein einziges, sehr einfaches Minarett deutet gen Himmel. Die El-Amru ist ebenso schlicht, wie jene ersten Moslims, ihre Erbauer, es gewesen sind. Keine Prachtbauten der Kalfsenzeit entstanden ja erst später, als mit dem Befeh die Freude an Kunst und Leben für die Araber gekommen war.

Das alte Kairo, fast schon gemieden, der Salsuwinkel der Armlen, oft auch der Lichtscheuen geworden, weiß wohl noch manche verschütteten, verborgenen Kunstgegenstände auf. Da wünschte man sich Aladins Wunderlampe, um mit ihr das Vergangene heraufzuzaubern. Kairo hat etwa 400 Moscheen bezw. deren Überreste. Jede kann ihre seltsame Geschichte erzählen. Eine der reinsten Moscheen ist die äußerlich sehr unansehnliche Ibrahim-Aga oder „blaue Moschee“. Die Wände ihres Hofes sind äänalich mit etwa 700 Jahre alten Kacheln belegt, von trübem grünlichem Blau, daswischen auch mal eine in satterem Blau, gleich den Farbtonen tropischer Meere. Dieser blaue Schimmer in dem Hof erfüllt uns mit geheimnisvollem Entzücken — es weht uns daraus jene verangene Kalfsenzeit an, die so freudvoll war, daß uns ihre aurückgelassenen Kunstwerke noch heute die Seele mit Freude erfüllen. — Eine andere Moschee, die des Sultans Hassan, nahe der Zitadelle, ist riesig in allen ihren Formen. Ihr Torbogen a. B. mit seiner Stalagmitenbekrönung scheint für den Einzug eines Weltherrschers aufgerichtet zu sein. Hier fühlt man in der arabischen Kunst einmal eine, wenn auch geringere Verwandtschaft mit der altägyptischen — was Majestät und Kraft anbelangt. Diese gewaltige Moschee, die nie fertig gebaut wurde, wird nun erräat und stellt schon seit Jahrzehnten hohe

Anforderungen an die besten Steinmetze von Kapton. Bestenfalls aber erreichen sie eine leidliche Nachbildung des Alten. — Den schönsten Gesamteindruck aber hinterläßt vielleicht die El-Moanab-Moschee. In ihr vereinen sich Kunst und Natur sehr reichvoll. Aber den schönsten Kuppeln und Minaretts der Welt neigen sich Palmen, Euforvium und Hibiskus umschatten und umsäulen den Brunnen der heiligen Walduna. Brennend gelb stehen am Abend diese fein ornamentierten Kuppeln vor dem Himmel, der leuchtet vor unseren Augen durch alle Farbtöne — von Gelb, Grün, Violett, Lila-Blau-Dunkel-Samt-schwarz hinabwärts — und wenn wir, offenen Auges träumend, erwachen, ist es plötzlich Nacht geworden! Wie von innen heraus leuchtend, stehen jetzt vor dem samtschwarzen Himmel die maurischen Türme, von denen der eindringlichste Gebetsruf hebt — wie eine letzte Stimme aus einer verfallenden, schönen Welt.

Gesellschaft u. Mode

Die Wiederkehr des kurzen Rockes. Der jäheste Krach an der Börse könnte kaum mehr Gemüter in Aufregung, mehr friedliche Heimstätten in Flammen setzen als das von Paris ausgegebene Schlagwort: „Der kurze, bis an die Knie reichende Rock kehrt wieder!“ Mit der Rücksichtslosigkeit einer unbeschränkten Herrscherin, schreibt dazu ein Londoner Blatt, denkt die Mode, grausam wie die Natur, nicht an die vielen, die sie durch ihr Gebot der Lächerlichkeit preisgibt, und übt eine Auslese der Tüchtigsten. Nichts ist bewundernswürdiger als die außerordentliche Anpassungsfähigkeit, mit der sich das weibliche Geschlecht in jede neue Laune der Herrscherin Mode zu finden weiß. Wieder leuchten durch die Pariser Straßen diese hauchdünnen fleischfarbenen Seidenstrümpfe, von denen Kenner behaupten, sie besitzen das düsterste Strahlenbild auf, es mit ihrem weißblühenden Glanz erfüllend. Gerade die graue Großstadt mit ihrem alles erdrückenden Verkehr, mit den von den einödnigen schwarzen Beinen des männlichen Geschlechts wimmelnden Straßen scheint nach dem Gesetz der Kontrastwirkung, der geeignetste Rahmen, in der die Frauenschönheit sich voll ausleben kann. Im alten Griechenland mag manche schöne Griechin den Reizen ihrer Rivalin, der strahlend schönen Atropolis, unterlegen und unbeachtet absterben sein. Aber wenn man an einem regenverdüsterten Tage im Schalterraum einer Bank warten muß, was ist da besser geeignet, die Melancholie der Seele zu zerstreuen, als eine schlanke Gestalt im modernen Kostüm und ein kurzer, bis an die Knie reichender Rock?

Die neuesten Brautmoden. Die Herbstbraut wird für ihren Gang zum Altar eine Anzahl Modeneuheiten benutzen können, die ihr diesen schicksalsschweren Gang gewiss verschönern dürften. Ein Pariser Atelier bringt Hochzeits-toiletten heraus, die ganz aus Tüll auf weicher Seide gearbeitet sind und wie eine duftige Wolke die Trägerin umfließen. Aber diese Tüllkleider sind so empfindlich, daß sie kaum beliebt werden, so entzückend sie sind. Denn die moderne Braut ist auch bei der Wahl ihres Brautkleides praktisch und will ein Kleid haben, das sie auch bei späteren Gelegenheiten noch tragen kann. Man bevorzugt daher festere Stoffe, und zwar hauptsächlich Gewebe, die mit Metallfäden untermischt sind. Die lockeren Gewebe dieser Art sehen wie goldene oder silberne Spinweben aus. Die schwereren ähneln dem Prokat. Sie sind aber alle von höchster Weichheit und Leichtigkeit. Tüll wird bei diesen Kleidern zum Futter für die Schleppe verwendet. Wenn auch die Braut selbst das traditionelle Weiß bevorzugt, so tragen dagegen die Brautjungfern farbige Toiletten. Man liebt anthemumfarbige Töne in Bronzerot und Gold, das tiefe Blau der Enzianen oder auch rosige Farben. Federn werden als Garnierung benutzt, aber sie sind abgeschnitten und verkürzt, so daß sie wie Wels wirken und in leuchtenden Tönen gefärbt. Diese neue Garnierung ist sehr weich wie Marabu, aber sieht viel dichter aus. Die Spitze, die man eine zeitlang aus der Brauttoilette verbannte, spielt in den neuen Brautmoden wieder eine wichtige Rolle; sie wird hauptsächlich für Schleppen und Säleier verwendet. Spitze findet sich auch reichlich an den anderen Stücken des Troussaus, der aus Seide oder Crêpe de Chine gearbeitet wird und vielfach in dunklen Scharlach- und Aprikosenfarben gehalten ist. Die Wäsche, die zu den einzelnen Toiletten getragen wird, ist genau auf diese abgestimmt.

Welt und Wissen

Eperanto und der Völkerbund. Bereits im Jahre 1922 hat sich der Völkerbund eingehend mit Eperanto beschäftigt, nachdem die Abgeordneten aus Südafrika, Brasilien, Belgien, Chile, China, Columbia, Haiti, Italien, Japan, Indien, Persien, Polen, Rumänien und der Tschechoslowakei Entschliessungen vorgelegt hatten, welche belegen, daß der Völkerbund den allgemeinen Eperanto-Unterricht in den Schulen empfehlen sollte. Daraufhin wurde am 21. Sept. 1922 in der Vollversammlung der vom Generalsekretariat vorgelegte Bericht über Eperanto mit 26 gegen 2 Stimmen angenommen. Damit war Eperanto als einzige neutrale und internationale Sprache vom Völkerbund anerkannt wor-

den. In seiner letzten Tagung ist der Völkerbund erneut auf Eperanto zurückgekommen. Unterstützt von den Delegierten der Niederlande, Chinas, Japans und Persiens hatte die zweite Kommission (Technische Sektion) mit 13 gegen 10 Stimmen beschlossen, der Vollversammlung des Völkerbundes folgenden Vorschlag zur Annahme zu unterbreiten: „Der Völkerbund empfiehlt allen Staaten, welche Mitglieder des Bundes sind, daß sie dem Eperanto als praktischen Hilfssprache für internationale Mitteilungen neben den im Gebrauch befindlichen Nationalsprachen die Behandlung und den Tarif einer „offenen Sprache“ im Telegramm- und Radiotelegramm-Dienst einräumen mögen.“ Dieser Vorschlag wurde in der darauf folgenden Vollversammlung angenommen. Damit hat der Völkerbund von neuem Eperanto als neutrale Hilfssprache anerkannt.

Wie erhalten wir unser Gleichgewicht? Was für ein großer Balancierkünstler der Mensch ist, kommt uns nicht zum Bewußtsein. Wir staunen erst solche Menschen an, die durch Seiltänzen oder auf den Händen laufend ihre besondere Geschicklichkeit darinnen. Aber das Kind, das laufen lernt, vollbringt ein viel größeres Wunder. Der Apparat in unserem Körper, der uns in den Stand setzt, das Gleichgewicht halten, wird in einem Aufsatz von „Reclams Universalium“ eingehend beschrieben. Tief im Knochen eingesenkt, mit dem inneren Ohr verbunden, liegt das sog. häutige Labyrinth, bestehend aus drei Bogengängen und dem Vorhof. Die Bogengänge sind in allen drei Ebenen des Raumes verteilt und mit einer Flüssigkeit, der Endolymph, angefüllt. An ihren Enden finden sich mit Sinnessellen ausgestattete Verdickungen, die sog. Ampullen. Bewegt sich z. B. der Kopf nach vorn, so prallt die nach dem Gesetz der Trägheit zuerst zurückgebliebene Lymphe des vertikalen Bogenganges gegen die Härchen der Sinnessellen, die durch ihre feine Endigungen des Nervus vestibularis den empfangenen Reiz nach dem Gehirn weitertelegraphieren. Dadurch wird der gesamte Bewegungsapparat des Körpers zur Erhaltung des Gleichgewichts veranlaßt. Der Vorhof enthält gleichfalls mit Härchen ausgestattete Sinnessellen, nur daß hier als besondere Einrichtungen noch Kalifornien, die sog. Otolithen, vorhanden sind. Sie veranlassen den Kopf dadurch zu zweckentsprechenden Bewegungen, daß sie auch bei Lageänderungen immer in ihrer Lage gehalten sein wollen. Diesen Sinn für das Gleichgewicht hat schon das kleine Kind voll ausgebildet, wenn es laufen will. Fällt es zunächst oft hin, so liegt das nur daran, daß es seine Muskeln noch nicht in der Gewalt hat. Durch fleißige Übung erreicht es die Fertigkeit, ohne Hilfe herumzulaufen, und es erhält dann das Gleichgewicht beim Gehen ganz automatisch, so daß es die ersten schwierigen Gebveruche bald vermag. Wie das Kind das Laufen, so kann der Mensch durch regelmäßige Übung aber auch noch andere Formen der Fortbewegung erlernen, bei denen es sich um neue Gleichgewichtssituationen handelt, so das Schwimmen, Reiten, Radfahren, Seiltänzen usw.

Hygiene u. Heilkunde

Unblutige Entfernung von Blasensteinen. Der dänische Arzt Professor Rossing hat kürzlich in einer Vorlesung in der Kopenhagener Universität zwei Patienten vorgestellt, die ohne Operation von Blasensteinen geheilt worden sind. Sie waren nach einer von dem jungen Arzt Dr. Johannes Meyer angegebenen Methode behandelt worden, wonach man die Blasensteine mit verdünnter Salzsäure auflöst. Gleichzeitig hat ein anderer dänischer Arzt, Dr. Rindt in Aalborg, ein ähnliches Verfahren angegeben, mit dem er sogar Nierensteine ohne Operation entfernen will, ebenfalls durch verdünnte Salzsäure. Dr. Meyer hat seit einem Jahr Versuche mit seiner Methode angestellt und ist mit den Erfolgen zufrieden. Abgesehen wird schon seit Jahren die Blasenpflügelung mit verdünnter Salzsäure angewandt, um die Neigung zur Steinbildung zu bekämpfen, die sich häufig nach Blasenoperationen zeigt.

Kurze Betten sind schädlich. Schlaflosigkeit, Krampfszustände, Hüftweh, Kreuzschmerzen und andere nervöse Leiden werden nicht zum kleinsten Teil durch die modernen Betten ausgelöst oder zum mindesten begünstigt. Die Betten sind eben nicht lang genug, wie der in Toronto praktizierende Dr. Millard, der Präsident der „National-Liga zur Verhütung von Rückgratstrümmungen“ ausführt. „Unzureichende Betten sind für Leute mittlerer Figur gedacht“, erklärt er, „ein über das Mittelmaß hinausgehender Mensch muß sich in diesen Betten außerordentlich unbequem fühlen. Zwischen der Spitze des Fußes und dem Fußende des Bettes sollte mindestens ein Raum von 30 Zentimeter sein. Wer genötigt ist, in gekrümmter Lage im Bett zu liegen, kann nicht darauf rechnen, warme Füße zu bekommen, da infolge der Körperlage die freie Blutzirkulation gehindert ist. Für einen Mann, der an die zwei Meter mißt, ist das moderne Bett eine wahre Folterkammer. Aber er ist nicht der einzige, der darunter leidet. Die Hälfte der Kinder, vor allem der Knaben, die krumme Beine haben, verdanken diese Mißgestalt den allzu kurzen Betten. Es ist merkwürdig, daß Eltern nicht einzusehen vermögen, wie notwendig es ist, die Betten der Kinder nach Maßgabe ihres Wachstums zu erneuern. Das Bett, das ursprünglich für ein Kind von 4 bis 5 Jahren gekauft wurde, wird gedankenlos weiter benutzt, auch wenn das Kind schon 8 bis 9 Jahre alt ist.“